

NICOLE ALEXANDER
Der Ruf des blauen Flusses

Buch

Australien, 1923. Während der neunzehnjährige Jack Manning den Bau der imposanten Harbour Bridge verfolgt, träumt er davon, eines Tages den schmutzigen Straßen Sydneys zu entfliehen und sein Glück zu machen. Da erhält er das Angebot, eine Schaffarm mitten im Outback zu verwalten, achthundert Meilen von Sydney entfernt. Jack zögert nicht und sagt zu. Doch das Leben im Outback ist hart, vor allem, wenn man jung und unerfahren ist. Und als Jack eines Tages ein junges Mädchen aus einem reißenden Strom rettet und bei sich aufnimmt, setzt er damit eine Kette von unvorhersehbaren

Ereignissen in Gang – mit verheerenden Folgen ...

Vierzig Jahre später lebt Cora Hamilton einsam und zurückgezogen auf der Farm Absolution Creek. Sie wartet auf den Besuch ihrer Nichte – und auf die Chance, endlich Rache zu üben an ihrer Stiefschwester, die ihr einst alles nahm, was sie liebte.

Zur gleichen Zeit bricht im Süden von Queensland ein alter Mann zu seiner letzten Reise auf. Sein Ziel ist Absolution Creek. Nur er weiß, was damals im Jahr 1923 wirklich geschah, doch ihm bleibt nicht mehr viel Zeit, um mit der Vergangenheit Frieden zu schließen und Vergebung zu finden.

Autorin

Nicole Alexander wuchs auf der Farm ihrer Familie 700 Kilometer nordwestlich von Sydney auf. Ganz klassisch wurde sie zunächst per Fernschule unterrichtet. Einmal in der Woche kam ein Paket mit Schulunterlagen, und ihre Mutter übernahm am heimischen Küchentisch den Part des Lehrers. Später besuchte Nicole Alexander ein Internat in Sydney, studierte Literaturwissenschaft und arbeitete einige Jahre im Marketing, u. a. in Singapur, bevor sie sich dem Schreiben zuwandte.

Von Nicole Alexander außerdem bei Blanvalet lieferbar:

Weites Land der Sehnsucht (37837)

Im fernen Tal der Hoffnung (37849)

Nicole Alexander

Der Ruf des
blauen Flusses

Australien-Roman

Aus dem Englischen
von Margarethe van Pée

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel *Absolution Creek*
bei Bantam, Random House Australia Pty Ltd.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbucherstausgabe Dezember 2014

bei Blanvalet, einem Unternehmen der

Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © Nicole Alexander 2012

The moral right of the author has been asserted.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign,

unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com

Redaktion: Ulrike Nickel

AF · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38347-4

www.blanvalet.de

Für die Verirrten, die wir finden müssen.

1

Sydney, 1923

Der Schlag schleuderte Jack nach hinten. Er spürte, wie seine Lippe anschwell, und antwortete mit einem Boxhieb direkt auf Mills McCoys sommersprossige Nase.

Der irische Lümmel, ein Straßenjunge, wie er im Buche stand, krümmte sich vor Schmerz. Jack hätte am liebsten mit den Stiefeln nachgetreten, aber sein Vater hatte ihm stets eingeschärft, fair zu kämpfen, selbst wenn der Gegner zu hinterhältigeren Taktiken griff als die zahllosen Ratten im Stadtgebiet.

Mills wischte sich das Blut von der Nase und spuckte auf die Straße. »Du warst seit jeher gemein, Jack«, stieß er keuchend hervor. »Schon mit zehn Jahren, als ich dir ein bisschen Brot weggenommen habe.«

Jack streckte seine große Hand aus, und Mills warf die Schillingmünze hinein. »Das war vor acht Jahren, Mills, und du vergreifst dich nach wie vor an Jüngeren.« Jack wandte sich einem blonden Jungen zu, der hinter ihm stand mit einem Laib Brot und ein paar Würsten in der Hand.

Er drückte ihm die Münze in die Hand. »Wenn deine Ma dir das nächste Mal aufträgt, Brot zu holen, dann trödele nicht unnütz herum.« Das Kind nickte heftig und rannte davon.

»Bist wohl ein Wohltäter geworden, Jack Manning, was?«, höhnte Mills, der wieder zu Atem gekommen war und sich

bereitmachte für eine weitere Runde. Er hob die Fäuste und hüpfte tänzelnd vom linken auf das rechte Bein.

Jack spannte die Schultern an. »Wirst du es eigentlich nie leid, dich zu prügeln?«

»Nicht bei dir, Jack. Du hast mich schließlich nur einmal besiegt.«

»Wenn du Mandy Wade nicht mitzählst. Sie steht nicht auf dich, was, Mills?«

Der Ire schwang die Fäuste, streifte aber nur Jacks Schulter. Langsam umkreisten sie einander.

»Was tust du hier überhaupt? Gibt es in deiner Gegend nicht mehr genug zum Stehlen?« Jack nickte zum Hafen von Sydney und den Rocks auf dem vorgelagerten Küstenstreifen hinüber.

Sie standen an der Ecke Blue Street und Miller Street. Die Reihenhäuser und Läden, die sich bis zum Wasser hinunterzogen, waren von Reif bedeckt. An manchen Gebäuden flatterten noch Fahnen, mit denen die Straßen anlässlich des ersten Spatenstichs für die Sydney Harbour Bridge geschmückt worden waren.

Mills schlug so heftig zu, wie um einen Bullen damit niederzustrecken, wenn Jack sich nicht weggeduckt und von unten einen rechten Haken auf Mills' Wange gelandet hätte. Der Ire taumelte und spuckte erneut Blut auf den Gehweg. »Am liebsten würde ich dich ein für alle Mal fertigmachen, Manning.«

»Was, ganz ohne die Hilfe deiner Bande?« Jack stieß Mills so heftig gegen den Unterarm, dass dieser schmerzhaft das Gesicht verzog.

In diesem Moment kroch ein glänzend schwarzes Polizeiauto hundert Meter entfernt von ihnen durch den Park.

»Immer wirst du im letzten Moment vor einer ordentlichen Tracht Prügel bewahrt.« Mills wies mit dem Daumen

auf die Uniformierten. Er kramte in seinen Taschen nach Tabak und begann sich eine Zigarette zu drehen.

»Die bleiben jetzt eine Weile da stehen«, prophezeite Jack.

»Ich habe Zeit.« Mills zündete seine Zigarette an und nickte zu den Fahnen hin. »Diese Brücke bedeutet den Untergang für die Rocks.«

»Ach, du glaubst denen zu sehr, die immer alles schwarzsehen. Ich bin vor zwei Tagen selbst am Hafen gewesen, habe John Bradfield persönlich gesehen. Hunderte von Leuten waren da. Sogar eine Kapelle spielte, und alle sangen *Advance Australia Fair*.«

»Wir bedeuten diesen arroganten Schnöseln gar nichts. Sie brauchen eine Straße, um über den Fluss zu gelangen, und mein Pa sagt, die bauen sie direkt über unseren Köpfen. Sie reden auch von einer neuen Eisenbahnlinie und dass sie deshalb Häuser enteignen wollen.«

Jack kannte die Gerüchte. Es ging um das nördliche Ende der Brücke. »Noch ist nichts entschieden«, antwortete er vorsichtig und blickte zu den beiden Polizisten, die jetzt mit Pat-ter Patrick plauderten.

»Warum bist du überhaupt hier?«

»Ich dachte, ich suche mir mal ein bisschen Arbeit hier in den nördlichen Vororten. Vielleicht Holz hacken oder transportieren.« Er schnaubte geräuschvoll die Nase, und der Rotz landete vor Jacks Füßen. »Warum soll ich warten, bis die Familie durch dieses Brückendebakel obdachlos wird? Das ist nichts für mich. Da versuche ich lieber rechtzeitig mein Glück.« Mills rieb sich die Hände und knackte mit den Knöcheln.

Jack konnte sich kaum vorstellen, dass Mills höflich seine Kappe zog und mit einem Packen Brennholz unter dem Arm vor der Tür einer feinen Dame in der baumbestandenen nördlichen Vorstadt stand. Er war stämmig und von grobem Körperbau mit einer breiten Boxernase und einem Gesicht wie

eine zerdrückte Ziehharmonika. Das würde ihm kaum Eintritt in respektablen Häusern verschaffen. »Nun, dann viel Glück.« Jack wies über die Schulter.

Die Polizisten waren ausgestiegen und streckten ihre Beine. Man hörte den Priester lachen.

Mills' Blick wurde finster. »Dann sparen wir uns unsere Auseinandersetzung also für ein anderes Mal auf, Manning?«

»Genau.« Sie trennten sich. Jack war zwar einem gelegentlichen Faustkampf nicht abgeneigt, aber heute richteten sich seine Gedanken auf eine angenehmere Begegnung.

Der junge Mann betupfte seine Lippe mit einem Taschentuch und überprüfte, ob er in Hemd, Weste und Anzugjacke präsentabel aussah. Er blickte in beide Richtungen die Straße entlang.

Sie wollten sich unter einem Schatten spendenden Baum einen guten Block von Olives Elternhaus entfernt treffen. Er rieb sich die Hände, weil es so kalt war, und atmete tief durch, um sich zu beruhigen. Schließlich war er kein Kind, das durch das Schaufenster eines Süßwarenladens blickte.

Olive wartete bereits auf ihn. Sie trug ein beigefarbenes Kleid mit tiefer Taille und einen langen Mantel, dazu eine grüne Cloche, die sie sich tief ins Gesicht gezogen hatte. Jack war fasziniert von ihren wohlgeformten Knöcheln und dankbar, dass der neue Modetrend die Röcke hatte kürzer werden lassen. »Ich spendiere dir was zu trinken«, sagte er und versuchte, sie nicht allzu bewundernd anzustarren.

Olive hängte sich bei ihm ein. »Was ist mit deiner Lippe passiert?«

Jack tat arglos. »Ach, das. Ich habe sie mir an der Ladentür angeschlagen. Halb so wild.«

»Hm. Ich habe Neuigkeiten. Nächste Woche fange ich bei Jessops im Friseurladen an. Ich werde dort ausgebildet.«

»Was? Du willst für Mrs. Jessop arbeiten?«

»Jack, seit dem Krieg arbeiten viele Frauen.«

»Das meinte ich nicht. Was sagen denn deine Eltern dazu?«

»Oh. Es wird ihnen bestimmt nicht gefallen«, erwiderte Olive. »Sie wollen nicht, dass ich arbeiten gehe. Aber alle tun etwas, und ich bin schon fast siebzehn.«

»Deine Schwester aber nicht«, sagte Jack, obwohl er Olivés Entschlossenheit bewunderte. Sie konnte ein bisschen Latein, hatte auf einer privaten Mädchenschule Haushaltsführung gelernt und redete trotzdem davon, sich eine Anstellung zu suchen.

»Meine künftige Chefin wird ihnen bestimmt nicht gefallen. Weil ihr die Pension in der Blue Street gehört.« Olive kniff die Augen zusammen und schielte auf ihre Nasenspitze. »Absolute Unterschicht, wie meine Mutter zu sagen pflegt.«

»Olive Peters, ich bin schockiert.«

Rasch überquerten sie die belebte Alfred Street, wo nicht nur die Straßenbahn zur Anlegestelle der Fähre am Milsons Point fuhr, sondern wo auch jede Menge Pferdekarren, Autos und Lieferwagen, dazwischen einige Kutschen unterwegs waren.

Olive betrachtete die großen Stadthäuser mit ihren imposanten Fassaden und lächelte einem Hausmädchen in Uniform zu, das hastig eine Zigarette vor der Tür rauchte. Kinder kamen mit ihren Ranzen aus der Schule, Garküchen öffneten ihre Stände. Jacks Magen knurrte, als er Pasteten, Süßigkeiten sowie Fish and Chips roch.

»Nein, nicht.« Olive wehrte ab, als er auf einen Verkaufsstand mit fangfrischem Fisch zusteuerte.

Stattdessen blieben sie vor den Geschäften stehen, in deren Auslagen Hüte und Strümpfe, Blusen und Kleider zu bewundern waren. »Die meisten Sachen sind beigefarben«, stellte

Jack fest, während er eine weißseidene Cloche bestaute, die auf etwas über ein Pfund herabgesetzt war.

»Es heißt, vom Krieg sei so viel Färbemittel übrig geblieben, dass wir bis in die Dreißigerjahre solche Erdfarben tragen müssen. Lach nicht, es stimmt.«

Jack blickte angelegentlich auf ihre Knöchel. »Manche Dinge sind im Krieg knapp, und von anderen gibt es zu viel, was? Na, mir soll es recht sein.«

Olive zupfte ihn am Arm. »Ganz schön frech.«

Er zog sie von einem Schaufenster weg, in dem hautfarbene Strümpfe ausgestellt waren.

»Du bist ja ganz rot geworden«, neckte sie ihn.

»Das ist mir ein bisschen zu gewagt.«

Es war eine Sache, Bein zu zeigen, wenn es schwarz, braun oder weiß umhüllt war, aber hautfarben? Er war kein Puritaner, aber der Gedanke, dass so jemand wie Mills McCoy die Knöchel seines Mädchens sehen konnte, war ihm unbehaglich.

»Komm weiter.«

Gemeinsam spazierten sie den Hügel hinunter. Vom Zementboden des Bürgersteigs stieg die Winterkälte auf. Vor ihnen lag der Hafen, das Wasser schimmerte grau im Licht des Spätnachmittags. Zahlreiche Boote und Schiffe kreuzten dort. Jack versuchte sie zu zählen, gab aber bei fünfunddreißig auf. Es waren einfach zu viele Fähren und Barken, dazwischen das Postboot der Union Steamship. Die größeren Schiffe stießen schwarzen Rauch aus und trübten die klare Sicht.

»Stell dir vor, wir könnten über eine Brücke zur anderen Seite gehen, Jack, und kämen auf direktem Wege zum Circular Quay.«

»Ja, es ist ein gewaltiges Vorhaben«, stimmte Jack ihr zu. »Und es wird Veränderungen mit sich bringen.«

»Vater sagt, es sei nur zu unserem Besten. Im Hafen werde

bei den vielen Fähren und Schiffen über kurz oder lang ein Unglück passieren. Am Tag ist es ja schon schlimm genug, aber viel schlimmer ist es bei Nebel. Dann können sich die Leute nur noch auf Signalhörner und Schiffsglocken verlassen.«

Auch der Baumeister pries die Vorzüge der Brücke. Jack war dabei gewesen, als Mr. Bradfield sein technisches Wunderwerk in den höchsten Tönen gelobt hatte, sodass viele Bürger von Sydney glaubten, es würde ein neues Weltwunder werden.

»Sydney hat immer aus zwei getrennten Städten bestanden«, rief er Olive ins Gedächtnis. »Hier im Norden ist es sicherer und so ruhig, dass du in der Nacht sogar die Tiere im Taronga-Zoo hörst. Es ist wie im Grenzland.«

Olive zog die Augenbrauen zusammen. »Wer will denn schon im Grenzland wohnen? Wir sind Städter, und bald werden wir in der wundervollsten Stadt der Welt leben mit der großartigsten Brücke aller Zeiten, die sich wie ein Regenbogen über den Hafen spannt.«

Jack verdrehte die Augen. »Wir haben doch schon fünf Brücken.« Er zählte sie auf. »Pymont, Glebe Island, Iron Cove, Gladeville und Fig Tree.«

»Ja, aber hier fehlt eine«, erwiderte Olive.

Vor ihnen lag Milsons Point Wharf. Fähren stampften durch den Hafen, und in der Ferne näherte sich ein Dampfbus von der Lavender Bay her. Sie gingen durch eine Schlange von Automobilen, die auf die nächste Überfahrt warteten, während eine Straßenbahn den Haltepunkt verließ und ächzend hinter ihnen den Hügel hinaufrumpelte.

In der Soda-Bar setzten sie sich in eine kleine Holzniche vorne im Lokal. An der glänzend schwarzen Theke saßen Gäste auf hohen Hockern und schlürften die neuesten Drinks aus Amerika. Die Sodapumpen brummt, Gläser klirrten zum angeregten Summen der lebhaften Gespräche.

»Was möchtest du, Schätzchen?« Die Kellnerin hielt Papier und Bleistift bereit.

»Einen Delmonico Banana Sundae«, erwiderte Olive.

Die Kellnerin wandte sich Jack zu, wobei sie sich mit dem Bleistiftstummel am Haaransatz kratzte.

»Wir teilen ihn uns«, sagte er und klopfte auf die Münze in seiner Tasche. Mit einem Mädchen auszugehen war teuer.

»Was ist in dem Getränk?«, fragte er Olive, als die Kellnerin gegangen war.

Olive fuhr mit dem Finger die Karte entlang. »Eine halbierte Banane auf einem Salatblatt mit zwei Kugeln Vanilleeis. Auf einer Kugel sind außerdem zerstoßene Maraschinkirschen und auf der anderen Himbeeren. Darüber Sahne und gehackte Nüsse. Es ist köstlich, Jack. Ich habe es letzte Woche mit meiner Schwester probiert.«

»Den Amerikanern ist es bisher immer noch gelungen, eine gute Eiscreme zu ruinieren.«

Olive trat mit der Schuhspitze nach Jacks Knöchel.

Als das Eis kam, aß Jack eher lustlos ein paar Löffel von dem kalten Gemisch und überließ den Rest Olive.

»Mrs. Jessop hat versprochen, mich schnell auszubilden.« Olive leckte ihren Löffel ab. »Sie sagt, so rasant, wie sich die Mode entwickelt, wird es nächstes Jahr einen völlig neuen Frisurenstil geben.«

Jack rückte ein wenig näher an sie heran und legte umständlich den Arm hinter sie auf die Rückenlehne. Passanten strömten am Eingang vorbei: Arbeiter, Büroangestellte und Sekretärinnen, die zum Terminal am Hafen eilten.

Seit Bradfields Ankündigung hatte sich auch Jacks Sicht auf die Welt geändert. Ihm kam es so vor, als stünden ihm künftig alle Möglichkeiten offen. Der Krieg war nur noch eine ferne Erinnerung, und die neue Welt veränderte sich jeden Tag.

Olive lehnte sich auf der Sitzbank zurück und tupfte sich den Mund mit einer Serviette ab.

Ihr Begleiter bewegte seine Hand auf der Rückenlehne, bis seine Finger ihre Schultern berührten. Er wollte in der Öffentlichkeit kein Aufsehen erregen, zumal seine verstorbene Mutter über ein solches Betragen entsetzt gewesen wäre. Offen zur Schau gestelltes Verlangen in der Öffentlichkeit galt als absolut inakzeptabel, und doch fiel es ihm heute schwer, sich zurückzuhalten.

Seine Gedanken kreisten um einen Kuss. Seit fast einem Monat konnte er an nichts anderes denken als an Olives volle, rosige Lippen. Rückblickend war der erste Versuch beim Picknick in der Lavender Bay schlecht gewählt gewesen, und er konnte Olive keinen Vorwurf machen, dass sie schockiert gewesen war. Aber er glaubte fest daran, dass er ihr Herz erobern würde, wenn er es richtig anstellte. Sicher empfand sie das Gleiche für ihn. Warum sonst sollte sie ihre Zeit mit ihm verbringen?

Ihre großen grauen Augen waren auf den Hafen gerichtet. »Wir wären uns nie begegnet, wenn du an jenem Tag nicht auf der Alfred Street gewesen wärest, Jack.«

»Frauen vor durchgehenden Pferden zu retten ist meine Spezialität.« Er rückte näher an sie heran.

»Wirklich?«, neckte Olive ihn.

Du kannst es, sagte Jack sich im Stillen und fuhr mit dem Zeigefinger über Olives glatte Wange zu der blauen Ader, die an ihrem Hals pochte. Sie wich ein wenig zurück, doch entschlossen ergriff er ihre Hand. Seine Gefühle für sie scherten sich nicht um Klassenunterschiede und gesunden Menschenverstand. Obwohl es um sie herum von Menschen wimmelte, zog er sie an die Brust, und sein Mund senkte sich auf ihren ungeachtet seiner schmerzenden Lippe.

Als er sich schließlich von ihr löste, suchte Jack in seinem

benebelten Gehirn nach Worten, die einen Sinn ergaben. Olive blickte ihn fassungslos an. In der Schale vor ihnen schmolzen die Reste des Banana Sundae. Ein krachender Donnerschlag ertönte, und der Himmel wurde dunkel. Eine Wolkenfront kündigte ein Unwetter an.

Jack saß stumm neben seiner ebenfalls schweigenden Gefährtin. Er warf einige Münzen auf den Tisch und verschränkte seine Finger mit denen Olives. Jetzt war der richtige Zeitpunkt für einen passenden Kommentar gekommen.

»Komm, ich bring dich nach Hause.«

Jack rannte gerade den letzten Block entlang zu Manning's Grocers, als die ersten Tropfen fielen. An der Ecke erhob sich das prächtige Sandsteingebäude der Post mit seinem imposanten Uhrenturm. Er überquerte die Kreuzung von Mount, Miller und Lane Cove. Die breite Straße erforderte ein Hindernisrennen über rutschige Straßenbahnschienen zwischen Rollwagen und neuen Ford-Modellen. Darüber kreuzten sich unzählige Kabel und Drähte.

Am unteren Ende der Miller Street, deren Läden grüne Markisen beschatteten, war es dagegen beinahe still. Mr. Farley, der Buchbinder, für den Jack gelegentlich arbeitete, räumte hastig Bücher nach drinnen.

Jetzt trug der junge Mann den Klapptisch in das dämmerige Ladenlokal. »Muss ich morgen früh etwas austragen?«

Farley betastete seinen grau gesprenkelten Schnurrbart und starrte auf Jacks geplatzte Lippe. »Sieht so aus, als hättest du Probleme gehabt.« Dann zeigte er auf eine hölzerne Werkbank, auf der zwei Bücherkisten bereit zum Abtransport standen.

Jack blickte auf die Adressen. Alles, was im Bereich von drei oder vier Blocks lag, lieferte er kostenlos aus. Er hatte vor fünf Jahren für den Buchbinder zu arbeiten begonnen,

als dieser sich am Rücken verletzt hatte. Seitdem half er aus, um das Elend im väterlichen Geschäft nicht ständig mit ansehen zu müssen.

Farley wickelte einige Bücher in Zeitungspapier ein, schlang eine Schnur darum und legte das Päckchen auf die letzte Kiste. »Mir wäre es wirklich lieber, du würdest öfter Geld von mir nehmen.«

»Unsinn«, erwiderte Jack.

»Dann nimm wenigstens das hier.« Farley legte ein dünnes Buch auf den Stapel. »Es ist von einer romantischen Schriftstellerin, einer Mrs. Campbell Praed. Das kannst du deinem Mädchen schenken.«

Der Buchbinder wusste als Einziger von Jacks Zuneigung zu Olive Peters, und obwohl er der Meinung war, dass Jack damit seine Erwartungen ein wenig zu hoch schraubte, behielt er diese Befürchtung für sich.

»Was denken Sie eigentlich von den Brückenplänen, Mr. Farley?«

»Meine Ansicht hat sich nicht geändert, Jack. Es ist eine großartige Sache für Sydney, aber du und ich, wir wissen beide, dass viele, deren Anwesen der Brücke im Weg stehen, einen hohen Preis dafür zahlen werden.« Er blickte zur Ladentür, um sich zu vergewissern, dass sie allein waren. »Geschäfte müssen schließen und Häuser abgerissen werden, um Platz für die Zufahrten zu schaffen. Es wird eine Menge Pechvögel geben. Halt also die Augen auf, Jack, rate ich dir, damit du nicht zu jenen gehörst, für die es nach all dem Rummel, den Blaskapellen und Reden ein böses Erwachen gibt.«

Jack nickte. »*Sie* sind bereit, Mr. Farley, nicht wahr?«

»Ja, ich glaube, das bin ich.« Er folgte Jack zur Tür. »Danke, mein Junge.«

Es hatte aufgehört zu regnen, als Jack nach draußen ging zu dem Nachbarhaus, auf dessen grüner Markise in großen weißen Buchstaben Manning's Grocers stand. Obwohl bereits Ladenschluss war, warteten die Kisten mit Obst und Gemüse noch darauf, hereingebracht zu werden.

»Ach, kommst du auch endlich?« Jacks jüngerer Bruder Thomas wischte gerade die Theke ab, hinter der sich in Regalen allerlei Konservendosen stapelten, während Artikel wie Rizinusöl, Riechsalz und Abführmittel direkt neben der Kasse standen. *Alltäglicher Bedarf* war auf einem Schild zu lesen.

Seine Schwester May machte sich ebenfalls im Laden zu schaffen. Als sie ihn sah, schüttelte sie den Kopf mit den kurzen braunen Locken. »Was ist dir denn passiert?«, fragte sie und fuhr mit dem Finger vorsichtig über seine geschwollene Lippe.

»Mills McCoy.«

Thomas blickte auf. »Was? Der Typ aus den Rocks?«

May wischte sich die Hände an einem Zipfel von Thomas' Schürze ab. »Schon wieder?«

Jack nickte. »Ich schätze, er geht nach Norden, wo er sich ein besseres Leben erhofft.«

Sein Bruder warf ihm einen erwartungsvollen Blick zu. »Hast du ihn dieses Mal erledigt, Jack?«

May verschränkte resolut die Arme. »Unsinn, du solltest mit gutem Beispiel vorangehen. Immerhin bist du der Älteste.«

Jack zwinkerte seinem zwei Jahre jüngeren Bruder zu. Gemeinsam schleppten sie die Holzkisten von draußen herein und stellten die Stellagen im Laden auf, bevor sie die angefaulten Stücke heraussuchten, die sie am nächsten Tag nur noch zu einem Sonderpreis anbieten konnten. Währenddessen rechnete May die Tageseinnahmen zusammen und ver-

schloss sie in einer Stahlkassette. Danach war auch dieser Tag geschafft.

Die Geschwister schlossen die Ladentür und gingen nach hinten, wo sich eine holzgetäfelte Küche und der Wohnraum befanden. Ein Holzofen machte den Raum heiß und stickig, und es roch ständig nach Essen. Nicht zum ersten Mal wünschte Jack sich frische, reine Luft, obwohl er hier aufgewachsen war und nichts anderes kannte.

Von nebenan drang die Stimme von Mrs. Farley herüber, die mit ihrem Mann zankte.

»Gestern hat sie sich über die Bohnen beklagt«, sagte May, »und jetzt sind ihre Kohlköpfe gelb.« Sie hängte ihre lange Strickjacke über eine Stuhllehne. »Da sitzen die zwei ganz alleine in ihrem Haus, und wir drängen uns auf engstem Raum zusammen wie die Ölsardinen. Und du«, sie zeigte auf Jack, »lieferst ihm auch noch kostenlos seine Bücher aus. Ich hätte nicht übel Lust ...«

»Hier.« Jack reichte seiner Schwester den Roman. »Das hat mir Mr. Farley für dich mitgegeben.«

May kniff die Augen zusammen.

»Es ist ein Liebesroman.«

»Ach, wirklich, Jack Manning? Hast du etwa irgendwelche romantischen Neigungen?«, fragte sie und griff nach dem Band.

Thomas riss ihr das Buch aus der Hand. »Hat er. Seit er Olive Peters anschmachtet.«

»Und was hält Mrs. Peters davon, dass du mit ihrer Tochter ausgehst? Du hast ihr doch rein gar nichts zu bieten.«

»Olive lässt sich nicht vorschreiben, was sie zu tun und zu lassen hat«, erwiderte Jack. Er war ärgerlich, dass May mal wieder den letzten Funken Selbstbewusstsein, den er besaß, zu zerstören suchte.

Seine Schwester schenkte sich Wasser aus einem Keramik-

krug ein und trank durstig. »Sie passt nicht zu uns, Jack. Und denk bloß nicht, das könnte sich jemals ändern.«

Mit geübten Bewegungen nahm sie Tassen und Untertassen vom Regal der Anrichte und stellte sie mit Tellern und Besteck auf den Tisch.

Thomas räusperte sich und fragte seine Schwester, wie ihr Tag verlaufen sei.

»Ich bin zur Näherin einfach nicht geschaffen«, begann sie zu jammern und saugte an ihrem Daumen. »Ich habe mir schon überlegt, ob die Farleys mich vielleicht aufnehmen würden. Ich könnte Buchbinden lernen, hätte ein größeres Zimmer und sogar ein Stück Gemüsegarten.«

Jack schnitt sich eine Scheibe Brot von dem halben Laib ab, der auf dem Tisch lag. »Du kannst froh sein, überhaupt einen Job zu haben«, erklärte er. »Die Zeiten sind schwierig.« Er biss in das trockene Brot und wünschte sich, er hätte wenigstens ein wenig Marmelade als Aufstrich, doch er durfte sich nicht so einfach etwas aus dem Laden nehmen.

»Wo ist Vater?«, fragte er.

Thomas band seine schmutzige Schürze ab. »Er bringt eine Bestellung zu Mrs. Davies.«

»Warum bist du nicht gegangen, May?«, fragte Jack.

Seine Schwester strich ihren Rock glatt. »Wieso ich? Ich war bei meiner Arbeit und muss mich jetzt um den Haushalt kümmern.« Sie deutete auf den Wäschekorb auf dem Boden, auf die Pfanne auf dem Herd und auf den Berg erst teilweise geschälter Kartoffeln. »Ich habe immer etwas zu tun und lasse mich nicht auch noch im Laden heranziehen. Überdies verdiene ich mit Nähen mehr, als Vater mir zahlen könnte.«

Sie schaute ihn von oben herab an.

Jack warf Thomas einen resignierten Blick zu. Sie standen auf verlorenem Posten. Mit ihren siebzehn Jahren hatte May völlig das Heft in der Hand, seit ihre Mutter im letzten Jahr

verstorben war. Schweigend öffnete er die blecherne Tabaksdose, legte ein paar feuchte Krümel auf die Handfläche und rollte zuerst für Thomas und dann für sich eine Zigarette. Anschließend saßen sie da und pafften Rauchringe in die warme Küchenluft.

»Vater ist da«, zischte May, die aus dem Schuppen, wo in einer Kühlbox verderbliche Lebensmittel lagerten, Schmalz und Würstchen geholt hatte, und sofort warfen die Brüder ihre Zigaretten aus dem Fenster.

»Wisch dir das Blut von der Lippe.« May wies mit dem Kinn auf die Waschschüssel und reichte Jack das Handtuch, das über ihrer Schulter hing.

»Du warst den halben Tag nicht da, Jack«, tadelte Nicholas Manning, als er hereinkam und sich müde an den Tisch setzte. Früher einmal hatte er Jack überragt, aber mit dem Alter schien er zu schrumpfen.

»Es wird viel geredet über diese Brückenbaupläne, und man hört nichts Gutes.« Er legte einen Zeitungsartikel auf den Tisch. »Vielleicht haben wir ein bisschen zu früh gefeiert.«

»Zuerst hat es geheißen, es soll ein Tunnel gebaut werden, damit die Züge direkt bis ans Wasser fahren und dann ...« May ließ ein Stück Kartoffel auf einen Teller fallen. »Und jetzt wird vor allem über eine Brücke geredet.«

Jack griff nach dem Zeitungsartikel. Es handelte sich um eine Auflistung der Gebäude, die in der Blue Street in Nord-Sydney abgerissen werden sollten.

»Alle waren anfangs ganz aufgeregt, als der Antrag genehmigt wurde. Ich selbst habe letztes Jahr mit eurer verstorbenen Mutter hier in der Küche gestanden und den großen Mr. Bradfield gepriesen. Der Mann ist clever, das muss man ihm lassen. Allein der Trick mit einer Grundstückssteuer vor dem Ende der Ausschreibungsfrist ... Das sollte uns vorgau-

keln, dass unsere Anwesen sicher seien.« Nicholas nahm die dampfende Tasse Tee entgegen, die seine Tochter ihm reichte. »Nun, jetzt haben einige von uns für ihre eigene Beerdigung bezahlt.«

»Mrs. Jessops Pension steht auch auf der Liste«, las Jack vor und dachte an Olives Pläne.

May sank auf den Stuhl neben ihrem Vater und ergriff seine Hand, fuhr mit dem Finger über seine fleckige Haut.

»Sie hängen Bekanntmachungen an alle Gebäude.« Jack schnipste gegen das Papier. »Alles, was im Weg ist, wird niedergerissen. Fast die ganze Blue Street ... Schulen, Kirchen, Häuser.«

Nicholas blickte seine Kinder an. »Ich bin froh, dass eure Mutter das nicht mehr erleben muss.«

Jack zerknüllte die Liste. Das Haus der Familie war nicht weit von den vom Abbruch betroffenen Regionen entfernt. »Du kannst sicher sein, dass sie uns nicht viel bezahlen«, sagte er wütend.

»Nächste Woche sprengen sie den Felsen für den Eisenbahntunnel«, sagte Nicholas.

»Das verstehe ich alles nicht«, warf May ein. »Jack, du hast doch gesagt, die Brücke sei eine großartige Sache, eine unglaubliche Ingenieursleistung ...«

Nicholas hob den Finger. »Es sei denn, mein liebes Mädchen, man ist ihr zufällig im Weg.«

»Alle haben sich davon blenden lassen«, erklärte Jack und dachte im Stillen, dass es wohl aus war mit Olives Träumen.

»Wir werden also für den Vorteil anderer geopfert.« Thomas verzog das Gesicht.

Nicholas beugte sich vor. »Denkt an meine Worte. Das Projekt wird die Regierung ein Vermögen kosten, da bleibt nichts übrig, um Leute wie uns zu entschädigen. Selbst wenn dieses Gebäude stehen bleibt, wird unser Geschäft darunter

leiden. Die Mehrzahl unserer Kunden wohnt schließlich in der Blue Street und Umgebung. Deshalb keinen Kredit mehr und keinen Sonderpreis für Kunden, die ihre Rechnungen noch nicht vollständig bezahlt haben.« Er wandte sich an seinen Ältesten. »Und du musst mehr mitarbeiten, Jack.«

»Ich scheue mich nicht vor dem Arbeiten, nur möchte ich was anderes machen.« Jack nahm sich Schmalz und bestrich damit eine Scheibe Brot.

Nicholas runzelte die Stirn. »Es ist gute, ehrliche Arbeit. Mein Vater hat seine Familie damit ernährt so wie ich deine Geschwister und dich.«

»Thomas wird sich bestimmt gern damit zufriedengeben«, erwiderte Jack und fügte hinzu: »Na ja, sofern wir nicht sowieso bald alle ohne Arbeit dastehen.« Wenn sie morgen das Geschäft aufgeben müssten, wäre er endlich frei, überlegte er im Geheimen.

»Das befürchte ich auch.« Nicholas starrte auf die körnige Schwarz-Weiß-Fotografie seiner Frau, die neben dem mit Rosshaar bezogenen Lehnstuhl stand, dem Lieblingsplatz der Verstorbenen. »Falls wir den Laden verlieren und unser Zuhause ... In diesem Fall wird es deine Aufgabe sein, für die Familie zu sorgen, Jack. Ich bin zu alt, um von vorn anzufangen.«

In der Küche wurde es totenstill. Jack kam es vor, als stünde seine Mutter vor ihm, in den Händen den Rosenkranz, und würde ihn aus ihren hellen Augen vorwurfsvoll anblicken, um ihn an seine Pflichten als ältester Sohn zu erinnern. Die kleine Kutscheruhr auf der Anrichte schlug sechs. Draußen prasselte Hagel ans Fenster. Plötzlich hatte er das Gefühl, ersticken zu müssen.

»Jack?«

Sein Vater blickte ihn fragend an, wartete darauf, dass er ihm seine Frage beantwortete und seine Erwartungen akzeptierte.

tierte. Jack sah sein ganzes Leben vor sich: ein Leben, in dem er nie sein eigener Herr sein konnte. Die Bürde der Verantwortung lastete wie ein Felsblock auf seiner Brust.

»Jack?« May berührte ihn an der Schulter, während der Bruder das Kruzifix an der Wand anstarrte.

»May, hol die Bibel von meinem Nachttisch«, befahl Nicholas seiner Tochter. »Ich glaube, wir müssen beten.«

Sydney, 1923

Olive ging in aller Frühe aus dem Haus. Ihre Geschwister saßen noch beim Frühstück mit Obst, Eiern und frisch gebackenem Brot. Schlichtes Rührei und Speck gab es bei ihnen schon lange nicht mehr. »Das ist etwas für die Arbeiterklasse«, hatte ihre Mutter erklärt. Obst galt ihr als richtige Nahrung für die, die es sich leisten konnten.

Erleichterung überkam Olive, als die Haustür hinter ihr mit leisem Klicken ins Schloss fiel und ihr keine fragende Stimme folgte. Sie hatte ihrer Familie noch nichts von ihrer Anstellung im Friseursalon gesagt, die sie vor drei Tagen angenommen hatte. Allerdings war sie mit ihren Gedanken heute nicht bei der Sache, denn auch sie beschäftigten die veröffentlichen Abrisspläne.

An der Ecke von Blue und Walker Street drängte sich eine Menschenmenge vor einer Pension. Die Besitzerin, wahrscheinlich eine Witwe, die wie viele hier vermietete, trug gerade einen Koffer aus dem Gebäude und stellte ihn vorsichtig auf ein umgedrehtes Bett mit vier Pfosten. Ihre restlichen Habseligkeiten – Holzkisten, aus denen Töpfe, Decken und ein großer Schminktisch ragten – lagen auf einem Karren, vor den ein geschecktes Pferd gespannt war. Das Tier ließ ergeben den Kopf hängen und trat von einem Bein aufs andere.

Olive blies in der Kälte die Backen auf. Warum fühlte sich die Situation hier nur so falsch an, wo doch jeder in Sydney

diese Brücke zu wollen schien? Viele der Umstehenden schüttelten die Köpfe, und mit einem Mal verspürte sie Angst um diese Leute, die im Namen des Fortschritts aus ihren Leben vertrieben wurden.

Und sie fürchtete um ihren eigenen Platz in der Welt.

Die Häuser in der Blue Street, die bereits verkauft waren, wurden gerade geräumt oder schon niedergerissen. Heimatlos gewordene Bewohner packten ihre Sachen auf Karren und Wagen. Manche weinten.

Staub und Schmutz brannten in Olives Augen und ihrer Kehle, und sie drückte sich ein spitzengesäumtes Taschentuch an die Nase. Was würde das für ihre Pläne bedeuten? Entschlossen drehte sie sich um und ging die zwei Blocks zum Friseursalon.

Vielleicht musste sie jetzt, wo ihre Chefin nicht mehr in der Nähe wohnte, jeden Morgen den Laden aufschließen. So eine Verantwortung war doch sicher ein paar Schilling in der Woche mehr wert, dachte sie. Dann könnte sie sich die weiße Cloche und ein Paar hautfarbene Seidenstrümpfe leisten. Olive stellte sich Jacks Gesicht vor, wenn sie ihm ihre Neuerwerbungen vorführte. Unwillkürlich musste sie kichern.

Oh, sie mochte Jack wirklich sehr, sehr gern.

Gegen Mittag hatte sie fünf Kundinnen die Haare gewaschen und achtmal den Linoleumboden gefegt. Susan, eine wenig attraktiv aussehende Frau mit einem geschickten Händchen für Haarschnitte, schenkte ihr sogar ein flüchtiges Lächeln, denn eine willige Arbeitskraft, die mitdachte, war für jedes Geschäft ein Gewinn.

Als der Betrieb ein wenig nachließ, sah Olive zu, wie Mrs. Jessop die blonden Haare einer Kundin mit dem Lockenstab aufdrehte. Mrs. Whitney, die zur besseren Gesellschaft an der Nordküste gehörte und mehr Geld als gesunden Menschenverstand besaß, kam zweimal in der Woche.

»Und deshalb sagte ich zu meinem Mann: ›Du kannst unmöglich von mir erwarten, dass ich denselben Diamanterring noch ein weiteres Jahr trage.« Natürlich war er beleidigt, schließlich stammt der Ring noch von seinem Großvater ...« Mrs. Whitney hielt die Hand hoch, damit die Frauen den Ring an ihrer rechten Hand betrachten konnten.

»Es ist doch ein hübscher Ring«, meinte Mrs. Jessop und drehte eine widerspenstige Locke um ihren Finger.

»Oh, ich erwarte gar nicht, dass Sie mich verstehen. Sehen Sie ...« Am Ringfinger der linken Hand saß jetzt statt des abgelegten Familienerbstücks ein Ring mit einem großen, eckigen, von Brillantsplittern umgebenen Diamanten.

Olives Arbeitgeberin äußerte sich so begeistert, als trüge ihre Kundin die Kronjuwelen. Zu Mrs. Whitneys Freude, die sich zufrieden im Spiegel betrachtete und plötzlich Olive erkannte.

»Grundgütiger! Nobel geht die Welt zugrunde! Bist du nicht Olive Peters? Nun, ich sehe, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Die Neureichen können sich einfach von ihrer Vergangenheit nicht lösen. Das dauert länger als eine Generation.«

»Das müssen Sie ja wissen, Mrs. Whitney«, gab das Mädchen zurück. »Mein Vater hat mir erzählt, Ihr Vater sei Radmacher gewesen.«

»Olive«, tadelte Mrs. Jessop sie und berührte versehentlich mit der heißen Lockenschere die Wange ihrer Kundin.

»Du lieber Himmel! Mrs. Jessop, ich bezahle Ihnen gutes Geld! Ich komme doch nicht hierher, um mich entstellen zu lassen.« Verärgert musterte die Frau den winzigen roten Fleck auf ihrer Wange.

Während der Gescholtenen die Tränen in die Augen traten, nahm Olive Mrs. Whitney den Frisierumhang ab. »Seien Sie nicht albern, man hat Ihnen schließlich nicht den

Kopf abgehackt.« Schnippische Bemerkungen beherrschte sie perfekt.

»Es tut mir schrecklich leid, Mrs. Whitney«, entschuldigte sich Mrs. Jessop und orderte eine kalte Kompresse, die sie ihrer noch immer erzürnten Kundin auf die Wange drückte.

Mrs. Whitney warf ein paar Schillinge auf die schmale Ablage vor dem langen Spiegel. »Nun, das hätte ich nicht gedacht, Olive Peters. Wenn man bedenkt, wie hoch deine Mutter die Nase trägt. Den wahren Charakter der Menschen erkennt man an ihrem Nachwuchs, und solltest du, meine Liebe, ein Abbild deiner Mutter sein, dann gnade uns Gott.« Der Rest ihres Kommentars ging in dem Lärm unter, als draußen Ziegel und Holz auf die Straße stürzten.

»Schon wieder ein Heim dahin«, sagte Susan und bekreuzigte sich, während Mrs. Whitney ein Taschentuch vor die Nase drückte und sich erhob.

Susan hielt ihr die Tür auf. »Vielleicht ist Ihr Haus das nächste«, meinte sie spitz.

»Die Hoffnung stirbt zuletzt«, murmelte Olive. Die Worte laut auszusprechen fehlte ihr der Mut, denn schließlich durfte sie nicht die wichtigste Kundin des Salons vergraulen.

»Es wird niemals aufhören, wisst ihr«, verkündete Mrs. Jessop. »Es werden noch mehr Häuser abgerissen, glaubt mir. Ganze Straßenzüge verschwinden am Ende.«

Susan warf die abgeschnittenen Haarsträhnen in den Abfalleimer. »Das wird das reinste Schlachtfeld.«

Mrs. Jessop presste sich ein durchweichtes Taschentuch an die Nase. »Auch Milsons Point Wharf und der Bahnhof werden wohl umgesiedelt.« Sie schluckte aufgeregt. »Die neuen Zuglinien sollen unter der Erde fahren. Mr. Adler hat mir erzählt, dass sie unter der North-Shore-Grundschule einen Tunnel baggern wollen. Man stelle sich das vor.«

Olive tätschelte ihr den Arm. »Kommen Sie, ich mache Ihnen eine schöne Tasse Tee.«

»Es wird nicht besser werden, Olive. Du und Susan, ihr müsst gehen. Es tut mir leid, ich wollte es euch die ganze Zeit schon sagen.«

»Gehen? Ich habe doch gerade erst angefangen!« Olive starrte ihre Arbeitgeberin entgeistert an.

Mrs. Jessop putzte sich geräuschvoll die Nase. »Es ist wegen der Pension.«

Susan verschränkte die Arme. Ein Fettwulst spannte den Stoff ihres Kleides. »Und ich habe hungrige Mäuler zu stopfen.«

»Ich hatte gerade einen weiteren Dreijahresvertrag mit dem Makler geschlossen, doch als das Geld fällig wurde, sind die Mieter ausgezogen.« Mrs. Jessop blickte die beiden Frauen an. »Sie sind alle weg und mir die Miete schuldig geblieben. Die Jungs und ich ziehen heute Abend in den Laden – der wirft sowieso kaum noch was ab. Es tut mir leid.«

Benommen sank Olive auf einen der Stühle neben dem Eingang.

»Und was ist mit mir?« Susans Stimme wurde schrill. »*Mich* brauchen Sie doch.«

Mrs. Jessop schüttelte traurig den Kopf. »In erster Linie muss ich zuschauen, dass meine Jungs und ich etwas zu essen haben, Susan.« Sie schloss den Wandschrank auf und entnahm einer Blechkassette eine Reihe von Münzen.

Olive konnte nicht sehen, wie viel Geld Susan bekam, aber ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen war es nicht genug, denn die Frau blickte ausgesprochen finster und ließ ihren Ärger an der jüngeren Kollegin aus. »Du hast hier sowieso nichts zu suchen, Olive Peters. Deine Familie hat Geld. Du raubst einem ehrlichen Arbeiter den Tageslohn, während es für dich nur Taschengeld ist.«

Erschrocken lauschte Olive Susans Tiraden über die ignorante Haltung der Bessergestellten und erkannte, dass sie hier nicht bleiben konnte. Also nahm sie Hut und Handschuhe, dankte der schweigenden Mrs. Jessop und machte sich durch die Kälte auf den Weg nach Hause.

An der Tür zum Wohnzimmer blieb Olive stehen. Ihre Mutter gab dem Hausmädchen gerade barsche Anweisungen, beschwerte sich über einen Sprung in der Punschschüssel und hielt einen Vortrag über sorgfältiges Verpacken, damit solche Katastrophen gar nicht erst eintraten. Zuerst wollte Olive sich in ihr Zimmer zurückziehen, bemerkte dann jedoch, dass der Perserteppich in der Diele ebenso fehlte wie eine Reihe von Gemälden und der Tisch aus Zedernholz.

»Nun, Olive?«, fragte ihre Mutter ungehalten und setzte sich an ihren glänzend polierten Walnuss-Schreibtisch, auf dem cremeweißes Papier unter einem ovalen Briefbeschwerer aus Glas lag. Ein länglicher, flacher Diamantring glitzerte an Mrs. Peters' Hand, als sie mit dem Finger eine Liste entlangfuhr. »Wenn du bis zum Wochenende die Sachen in deinem Zimmer zusammengepackt hast, können wir am Samstag alle aus dem Haus sein. Ja, so müsste es funktionieren.«

Olive ließ sich überrascht in einen Lehnstuhl fallen.

»Diese Sitzgruppe hat neunundfünfzig Pfund gekostet, Kind. Allein der teure Seidenstoff ...«

Olive bohrte die Fingerspitze in das erdbeerfarbene Muster. »Wovon redest du?«

Mrs. Peters drehte sich auf ihrem Hocker um. »Vom Umzug, Olive. Wir haben heute beim Frühstück darüber gesprochen.« Sie trommelte mit den Fingern auf ihrem schwarzen Gabardinerock herum. »Und beim Mittagessen auch.«

»Ich war nicht hier.«

»Wie gewöhnlich. Nun, deine Geschwister sind schon

weg – dein Vater hat ein neues Haus am Südufer gekauft. Kannst du bitte das Feuer schüren, Olive? Es ist ein wenig kühl geworden. Den ganzen Tag hatte ich viel zu tun und konnte nicht einmal in Ruhe essen. Lizzy hat übrigens eine Steakpastete zubereitet. Sehr lecker.«

»Mutter?«

»Wie gesagt: Deine Geschwister haben das Haus bereits verlassen. Henrietta passt es natürlich sehr gut, weil ihr Ver-
eherer auf der anderen Seite wohnt, und für Eddy und Hal war die Fahrt zur Börse schon immer zu mühsam. Ich habe diesen Umzug bereits vor geraumer Zeit vorgeschlagen, weil der Norden zu weit von den kosmopolitischeren Angeboten dieser großartigen Stadt entfernt liegt.«

Olive hätte ihre Mutter mit ihrem aufgeblasenen Gehabe am liebsten geschüttelt, doch sie legte bloß Holzscheite auf das Feuer und schob den Kaminschirm aus Messing vor den gefliesten Ofen. »Warum hast du es mir nicht früher gesagt?«

Ihre Mutter drehte die Perlenkette, die sie um den Hals trug. »Wirklich, Olive, dir kann wohl kaum entgangen sein, was zwei Straßen weiter vor sich geht. Jedem hier ist klar, dass man die Gegend verlassen sollte.« Sie zog die dünnen Augenbrauen hoch. »Für ein intelligentes Mädchen bist du manchmal schwer von Begriff.«

Olive dachte an die Trümmer in der Blue Street, an Mrs. Jessop, die ihren Salon schließen musste, und an ihren eigenen, viel zu kurzen Ausflug in die Arbeitswelt. »Soll unser Haus denn auch abgerissen werden?«

Ihre Mutter ließ die Goldfüllungen in den Zähnen aufblitzen. »Nein, meine Liebe, dein cleverer Vater hat es zu einem gewaltigen Preis an das Bauamt verkauft. Sie brauchen Büros in der Nähe der Baustelle, und dafür eignet sich dieses Gebäude hervorragend.«

»Ich verstehe«, antwortete ihre Tochter lahm.

»Es ist wirklich ein Glück, dass ich noch vor dem Wochenende in den Süden ziehen kann. Der Norden wird der reinste Hexenkessel werden. Du kannst die restlichen Packarbeiten überwachen und dann das Haus abschließen. Wir haben eine zuverlässige Spedition beauftragt, die morgen die meisten Möbel abholt. Du bist alt und nach Ansicht deines Vaters auch intelligent genug, um diese Verantwortung zu übernehmen.«

Olive drückte die Schuhsohlen fest in den Teppichflor. »Ich will hier nicht weg, Mutter. Das ist unser Zuhause«, wandte sie ein, doch Mrs. Peters widmete ihre Aufmerksamkeit längst wieder ihrem Schreibtisch.

»Mutter, ich will wirklich nicht ...«

»Fünfhundert Häuser werden abgerissen, Olive, Straßen verlieren ihre Bedeutung, der Hafen wird verlegt ... Ganz zu schweigen von Lärm und Schmutz und den gesundheitlichen Schäden.«

»Mir gefällt es im Norden. Meine Freunde sind hier und ...«

»Du wirst neue Bekannte finden.« Sie hob den Kopf und blickte ihre jüngste Tochter an. »Deine Neigung zu dem Sohn des Lebensmittelhändlers ist uns nicht verborgen geblieben. Ein Umzug ist nur zu deinem Besten, Liebes, und da deine Schwester noch vor Jahresende Mr. John Eton heiraten wird, können wir uns eine so unpassende Freundschaft nicht erlauben. Obwohl er dich vor einem durchgehenden Gaul gerettet hat.«

»Aber ...«

»Wenn wir erst einmal auf der Südseite leben, werden all deine albernen Wünsche, einer Arbeit nachzugehen, der Vergangenheit angehören, und du lernst jemanden kennen, der zu dir passt.« Sie tippte sich mit der Fingerspitze auf die Nase. »Sobald du dir den Staub der Nordseite aus den Kleidern geklopft hast, wirst du bestimmt zahlreiche Verehrer haben.« Sie

strich sich den Rock glatt. »Und dein neues Zuhause wird dir gefallen. In Rose Bay wohnen wir ganz nahe am Wasser. Sehr vornehme Familien leben dort ...«

Tränen brannten in Olives Augen. Sie war nicht wie die anderen, wollte nicht in den Süden ziehen und vor allem nicht aus dieser Gegend weg. Henrietta war vier Jahre älter und hatte sich immer schon den Wünschen ihrer Mutter gefügt. Und die Brüder interessierte ohnehin nur ihre Karriere auf dem Finanzmarkt.

»Es wird wundervoll«, sagte ihre Mutter entschieden. »Du wirst schon sehen, Liebes.«

Jack wusste sofort, was los war, als er die beiden Lastwagen vor dem Haus der Peters' sah. Betten, Kleiderschränke, Lampen, Tische und Gemälde wurden sorgfältig verpackt in die Fahrzeuge geladen. Mrs. Peters, ganz in Schwarz mit einer doppelten Perlenkette, die ihr fast bis zur Taille hing, und einem großen Hut, fuhr im Sechszylinder hinterher. Jack rann-te über die belebte Straße. Der Lärm eines Vorschlagham-mers, der auf Stein traf, hallte durch die Luft, und es schien, als würde das steinerne Herz von Nord-Sydney zerspringen.

»Jack!« Olive stand in der Haustür, eine Handtasche unter dem Arm. »Ich wollte gerade zu dir kommen.«

»Ach ja?« Beide traten zur Seite, als eine Kommode her-ausgetragen wurde.

»Komm herein.«

Jack folgte Olive in die leere Diele und in das Wohnzim-mer, in dem überall Kisten und Verpackungsmaterial herum-lagen. In einem mit Schnitzereien verzierten Kamin glühte ein kleines Feuer.

»Schön, dich zu sehen, Jack.«

»Ja?« Er trat ans Fenster und zog den Samtvorhang zurück.
»Wird das Haus abgerissen?«

»Nein, es ist ans Bauamt verkauft worden. Für die Büros der Architekten und Bauunternehmen.«

»Ich verstehe.« Er drehte sich zu ihr um. »Ihr habt Glück gehabt, dass ihr verkaufen konntet.« Sein Jackett spannte sich über seinen breiten Schultern. »Wohin zieht ihr?«

»Nach Rose Bay. Es ging alles so schnell. Erst konnte mich Mrs. Jessop nicht mehr bezahlen, dann erfuhr ich von dem Umzug. Ich wollte *wirklich* zu dir kommen.«

»Das mit deinem Job tut mir leid.« Er nickte. »Und ich freue mich, dass du an mich gedacht hast.«

Olive berührte seinen Arm. »Jack«, sagte sie leise, »natürlich denke ich an dich. Ich werde nie vergessen, wie du an jenem Tag über die Straße gerannt bist ...«

»Das hätte jeder andere auch getan.« Er blickte sich um. Das Wohnzimmer war so groß wie das komplette Haus der Mannings. »Mein Vater ist heute früh in die Stadt gefahren, um beim Bauamt vorzusprechen. Ich will ihn an der Fähre abholen und habe gedacht, auf dem Weg schaue ich mal schnell vorbei.«

»Wie schön.« Olive drehte den Riemen ihrer Handtasche zwischen den Fingern.

»Er will sich Gewissheit über unsere Zukunft verschaffen, und das kann ich gut verstehen.« Er lachte leise. »Es wird nie wieder so sein wie vorher.«

Olive stellte die Handtasche auf eine Blechkiste. »Was willst du machen?«

Jack dachte an die Rede, die er sich überlegt hatte, aber Worte wie Neuanfang erschienen ihm angesichts der luxuriösen Umgebung jämmerlich.

»Durchhalten«, erwiderte er und blickte hinauf zur Stuckdecke, bevor sie wieder nach draußen gingen. Der Himmel war bewölkt, und es nieselte. Die Möbelpacker stapelten Kisten auf den Lastwagen.

»Wann bist du weg?«

»Morgen wird das Haus komplett geräumt.«

»Dann bleibt uns nicht viel Zeit zum Verabschieden.« Er blickte sie an.

»Nein, nicht viel.« Die ganze Nacht über hatte sie sich gefragt, ob ihre Schwester Henrietta wohl recht hatte. Vielleicht verband sie mit Jack wirklich nur eine schwärmerische Kinderliebe und Dankbarkeit. Und doch musste sie ständig an seinen Kuss denken. Ihren ersten.

Er berührte ihre Wange. »Ich kann dir nichts bieten, Olive. Wir sind wie Feuer und Wasser.«

Einer der Möbelpacker unterbrach ihn. »Wir sind fertig, Miss Olive. Morgen kommen wir wieder und holen den Rest.« Er tippte sich an die Kappe, zwinkerte Jack zu und ging zum vorderen Lastwagen.

Jack ergriff ihre Hand. »Was auch immer ich tue, Olive, dieses Leben, das du gewöhnt bist, könnte ich dir nie ermöglichen.«

Entstand Liebe so? Blickte man jemandem in die Augen und merkte angesichts des bevorstehenden Abschieds auf einmal, dass man nicht ohne ihn leben konnte?

Olive drückte Jacks Hand, hoffte insgeheim, er würde ihr eine Liebeserklärung machen. So hastig und trostlos durfte es einfach nicht zu Ende gehen! Sicher, Henrietta würde sie wahrscheinlich als melodramatisch bezeichnen. Aber stimmte das? Sie war sich nicht sicher.

»Willst du mir nicht schreiben, Jack?«, fragte sie mit bebenden Lippen.

Warum musste sie nur ihrer Familie folgen? Schließlich lebten sie in den Zwanzigerjahren, in denen sonst jeder das zu tun schien, was er wollte.

»Ja?«

Jacks Mund senkte sich auf ihren. Olive erwiderte seinen

Kuss, zögernd zuerst. Ihr Herz raste. Diese Berührung barg keine Überraschungen, sondern nur Erwartungen, und sie schmiegte sich in seine Arme. Als sie sich schließlich voneinander lösten, blickten sie einander staunend an. Es regnete jetzt heftiger, und die Lastwagen fuhren los.

Jack legte ihr einen Finger auf die Lippen. »Verfolge deine Pläne, geh mit deinen Eltern. Ich komme dich holen.«

Am Hafen ertönten Glocken, und Sirenen heulten. Anscheinend hatte es auf dem Wasser einen Unfall gegeben.

Jack schloss das schmiedeeiserne Gartentor hinter sich. Regen rann von den Hortensienblättern, die über den Zaun hingen, auf die Straße und wusch gurgelnd den Schmutz des Tages weg. Olive beugte sich noch einmal zu ihm herüber.

»Ich lasse mir etwas einfallen«, sagte er. »Schreib mir deine neue Adresse.«

Dann war er weg, lief rasch in Richtung Hafen. Olive blickte ihm nach, hin- und hergerissen zwischen ihrer Familie und dem Mann, den sie liebte. Sie wischte sich die Regentropfen aus dem Gesicht und dachte an Jacks Worte: *Ich komme dich holen.*

Nur *wo* sollten sie hingehen?

Jack rannte keuchend zur Anlegestelle. Sein Vater wollte mit der Fähre um drei Uhr ankommen, und das Heulen der Sirenen machte ihm Angst. Atemlos erreichte er den Pier und stieß die Schaulustigen mit den Ellbogen beiseite.

»Die Manly-Fähre hat die aus Milsons Point gerammt«, sagte ein Kapitän und zeigte aufs Wasser. »Dreißig Passagiere sind über Bord gegangen. Glücklicherweise hat ein anderes Schiff die meisten herausgefischt.«

Jack ordnete noch seine wirren Gedanken, als auch schon der Kahn aus dem schmutzig grauen Dunst auftauchte. Als er nur noch etwa drei Meter vom Anleger entfernt war, nahm

Jack Anlauf und sprang auf das Holzdeck zwischen Autos und Fuhrwerke, deren Pferde in der heftigen Dünung scheuten.

»Idiot«, schrie jemand von der Mannschaft.

Jack drängte sich zu den Überlebenden durch, die sich in einer Ecke zusammenkauerten, dabei Abstand hielten zu den sechs Leichen, die neben ihnen auf den Planken lagen.

»Vater? Haben Sie meinen Vater Nicholas Manning gesehen?«

»Als ob wir jeden kennen würden«, erwiderte ein Mann mit einem tiefen Schnitt auf der Stirn. Die anderen starrten Jack verständnislos an.

»Da drüben, Junge«, sagte ein älterer Mann. »Sie haben jemanden aus dem Wasser gezogen, der mich gerettet hat. Wahrhaftig, das hat er getan.«

Sein Vater lehnte durchnässt am Rad eines Wagens, das Gesicht leichenblass, Jacke und Schuhe fehlten.

»Vater?« Jack hockte sich neben ihn und klopfte ihm auf die Schulter.

»Mein Junge, ich wusste, dass du kommen würdest.« Sein Vater öffnete die Augen, als sie anlegten und das Schiff erneut gefährlich schaukelte.

»Ich bin da.« Jack zog seine Jacke aus und hängte sie seinem Vater um. »Wir müssen dich jetzt erst einmal nach Hause bringen.«

»Vergiss nie den Trost der heiligen Jungfrau, mein Sohn. Was immer auch passiert, bleib auf dem rechten Weg.«

»Rede nicht so«, begütigte er und umfasste die Schultern des Vaters, um ihn auf den Pier zu führen.

Eine lange Schlange verletzter Personen wartete dort bereits auf ärztliche Versorgung, die Polizei nahm Protokolle auf, und dazwischen wimmelte es von Schaulustigen.

Jack hielt nach einem Wagen Ausschau und entdeckte ein Gespann, das langsam den Hügel hinauffuhr. So laut er

konnte, schrie er dem Fahrer zu: »Helfen Sie mir. Mein Vater ist verletzt. Bitte, wir müssen in die Miller Street. Helfen Sie uns!«

Der Kutscher hielt an, drehte sich nach Jack um, der mit seinem Vater in den Armen im Regen stand, und nickte schließlich. »Leg ihn hinten rein, Junge. Wir bringen ihn nach Hause.«

Sydney, 1923

Am Morgen nach dem Unfall seines Vaters wachte Jack in seinen Kleidern auf. Seine Zähne klapperten, als er seine kalten Füße auf die Bodendielen stellte. Er zog sich einen Mantel, Socken und Schuhe an und blickte hinaus in den Garten. Durch die Lücken des Staketenzauns sah er Mr. Farley, der sich über den Kohlköpfen seiner Frau erleichterte und darauf achtete, auch ja alle zu erwischen.

»Ach, hallo Jack.« Er winkte und knöpfte seine Hose zu. »Ich hasse Kohl«, murmelte er und rieb sich vergnügt die Hände, als habe er eine größere Aufgabe bewältigt. »Und Bohnen auch.« Er zwinkerte Jack zu. »Ich mag eher Kartoffeln. Wie geht es deinem Vater?«

Jack wischte sich übers Gesicht. »Nicht so gut, wie es scheint.«

»Hm. Das tut mir leid«, sagte Farley und ging ins Haus.

Jack stand noch eine Weile im scharfen Wind. Die Tür der Außentoilette quietschte. Irgendwo schrie ein Baby, und der Abfluss gurgelte laut, als das Regenwasser aus der Dachrinne hineinfließ. Ein Morgen wie viele andere, aber Jacks Leben änderte sich gerade, und bei dem Gedanken an die neuen Lebensumstände wurde ihm ganz übel.

Im Zimmer seines Vaters war er in der Nacht mit seiner eigenen Sterblichkeit und dem möglichen Verlust des Mannes konfrontiert worden, der für ihn sein Zuhause verkörperte.

Stundenlang hatte er neben dem Bett gewacht und sich nur kurz von Thomas ablösen lassen. Das wächserne Licht der einzigen Kerze machte die Auszehrung und Entkräftung durch das eisige Wasser des Hafens deutlich. Und doch gab er die Hoffnung nicht auf, dass Nicholas Manning durchkommen würde. Schließlich war er dem nassen Grab entronnen und hatte in den frühen Morgenstunden sogar ein paar Worte mit ihm geredet.

Trotzdem bereitete ihm die nächtliche Dunkelheit in Verbindung mit dem prasselnden Regen Angst. Ihm war, als fordere sie Einlass. Jack holte eine weitere Decke, zog mit einem Ruck die Vorhänge zu und legte seinem Vater die Bibel zwischen die Hände.

»Danke, Jack.« Die Stimme des Kranken klang heiser, und sein Daumen rieb über das verblichene Goldkreuz auf dem Einband. »Sie hat meinem Vater und davor meinem Großvater gehört, hat drei Generationen Trost gespendet. Wenn ich tot bin, gehört sie dir.«

»Vater, bitte rede nicht so, du musst dich ausruhen.« Jack schüttelte die Kissen auf.

»Nur die Alten und Kranken ruhen sich aus, Jack. Ich vertraue auf den Willen des Herrn. Sehr bald schon werde ich vor dem Allmächtigen stehen, und die kleinlichen Sorgen dieser Welt bedeuten nichts mehr.«

Jack tätschelte seinem Vater die Hand. »Hast du uns nicht immer gesagt, wir sollten solche Gedanken gar nicht erst zulassen?«

Nicholas Manning ignorierte den Einwand. »Du willst die Verantwortung nicht, die der älteste Sohn übernehmen muss. Leider, mein Junge, ist jedoch die Pflicht das Schicksal des Mannes, wenn er seinen Platz in der Welt behaupten will.«

»Aber ...«

Der Kranke machte eine abwehrende Geste. »Nein, mein Sohn, das Totenbett ist heilig. Alte dürfen reden, und die Jungen müssen ihnen zuhören. So ist es immer gewesen. Nur zu bald wirst auch du an der Reihe sein, und dann wirst du dich fragen, wozu all die Hast gut war.«

»Ruh dich aus, Vater, bitte«, flehte Jack. »Du darfst dich nicht anstrengen.«

»Du musst für deinen Bruder und für deine Schwester sorgen«, wies Nicholas ihn an. »Das verlange nicht nur ich, sondern ebenso die Heiligen. Führe ein gutes Leben, Jack. Sei glücklich. Es ist wichtig, dass jede Generation es besser macht als die vorherige. Solange du die Regeln der Kirche befolgst, wirst du immer gerettet werden.« Er drückte Jacks Hand auf die Bibel. »Versprichst du es mir?«

Hastig kam Jack seinem Wunsch nach.

»Wenn ich weiß, dass meine Familie zusammenhält, kann ich in Frieden zu Gott gehen.«

Die übertragene Verantwortung lastete schwer auf Jack. Jetzt, im kalten Licht des Tages, dachte er über sein Versprechen nach, als ein herzerreißendes Jammern durchs Haus schallte. In der Tür zum Schlafzimmer seines Vaters prallte er mit Thomas zusammen, und sie sahen May, die schluchzend über ihrem Vater zusammengebrochen war.

Sanft zog Jack seine Schwester weg. »Komm, May, Thomas bringt dich nach unten.« Zu seinem Bruder gewandt sagte er: »Geh, Thomas, ich komme gleich zu euch.«

Mays Schluchzen wurde heftiger.

»Wir sollten ihn aufbahren«, sagte Thomas. »Mutter hätte das gewollt.«

Nachdem die Geschwister das Schlafzimmer verlassen hatten, hob Jack die Bibel auf, die auf den Fußboden gefallen war, und legte sie auf den Nachttisch. Er strich seinem Vater die grauen Haarsträhnen aus der Stirn, und als er ihm sanft



Nicole Alexander

Der Ruf des blauen Flusses

Australien-Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-38347-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: November 2014

Eine packende australische Saga

Sydney, 1923. Der neunzehnjährige Jack Manning träumt davon, eines Tages mehr zu sein als nur der Sohn eines Lebensmittelhändlers. Als er das Angebot erhält, eine Farm mitten im Outback zu verwalten, sagt er ohne Zögern zu.

Vierzig Jahre später lebt Cora Hamilton einsam und zurückgezogen auf der Farm Absolution Creek, unfähig, die schrecklichen Ereignisse zu vergessen, die sowohl seelische als auch körperliche Spuren bei ihr hinterlassen haben. Nur ein Mann weiß, was damals im Jahr 1923 wirklich passierte. Und er ist auf dem Weg nach Absolution Creek, um endlich mit der Vergangenheit Frieden zu schließen.